

Die Bora [Fortsetzung]

Autor(en): **Kelterborn, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Unterengadin Abb. 3. Urdez mit Ruine Steinsberg. Nach Zeichnung von Ernst Buß, Glarus.

Die Bora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung).

Diese kategorische Weise brachte den staunenden Freund wieder zu sich selbst. Costimo zeigte sich natürlich einverstanden mit dem längern Verweilen im kühlen Mimosenschatten, und um seiner Bewunderung der ausgesprochenen Skizze Ausdruck zu geben, was ihm in Worten unmöglich schien, griff er nach Margheritas Hand, staunte erst auf den mild und magisch schimmernden Opal an ihrem Zeigefinger und drückte dann die schöne Rechte, die noch zehnmal schöner als der Edelstein war, an seine Lippen und an seine Stirn, als wollte er sich geistig mit der Schönheit vermählen, die hier in Leib und Seele vereinigt war. „Ihr Bild steht vor mir, als hätte ich es selbst entworfen,“ sprach er; „die Lampe strahlt nicht nur über dem Maskenapparat, sie leuchtet auch in mein eigenes Leben! So sehr es mich stolz macht, mich Ihrer Freundschaft rühmen zu dürfen, so sehr fühl' ich mich erniedrigt, als Künstler nicht selbst auf den Gedanken gekommen zu sein. Doch wenn ich ihn einem Wesen auf Erden gönne, so ist es

die göttliche Margherita, deren Namen schon ihren Wert verkündet!“ Das sagte er, nicht ohne sich enger an sie anzuschmiegen und ihr tiefblickend in die Augen zu schauen.

Die schöne Albrizzi fühlte sich geschmeichelt, ja, sie glühte vor Freude, nicht nur durch ihren weiblichen Reiz und ihre Anmut, sondern auch durch ihren Geist einen Triumph errungen zu haben. „Wie wäre es,“ rief sie plötzlich, „wenn wir die Gondel zu einem Giro um die Giudecca benützten! Draußen ist es kühler als in der gefangenen Luft unter den Bäumen; wir haben See- wind und sehen da bella Venezia als Silhouette!“

Der Maler war selbstverständlich sofort für die Rundfahrt zu haben, und nach kaum fünf Minuten schaukelte man sich auf dem Wasser. „Am schönsten wäre es,“ sprach Riccardi lachend, da er der Dame beim Einsteigen behilflich war, „es käme eine Springflut und schwemnte den ganzen Plunder der Esposizione hinweg, mein Rinascimento zuerst, daß ich neu beginnen könnte!“

Die Giudecca ist eine lange schmale Insel, die mit der Erlöser- und der Georgskirche der Südfrent Benedigs vorgelagert ist. Der Stadt kehrt sie eine enggedrängte Häuserreihe zu, während nach der Seeeseite sich die Gemüsegärten unmittelbar an das offene Meer anlehnen. Von den öffentlichen Anlagen aus, in denen jeweilen die Kunstausstellung stattfindet, hat somit einen weiten Bogen um das Eiland herum zu beschreiben, wer nach den Küsten der Dogenstadt gelangen will, auf welcher Fahrt man aber Gelegenheit findet, einen Blick auf das ferne Festland zu werfen, das in duftiger Weite vom Kranze der Südalpen überragt ist.

„Das Dolcefarniente,“ fing Cosimo wieder an, „ist eigentlich doch der Urquell aller großen Taten; jetzt, da ich mich ganz der seligen Gegenwart überlassen kann, fühl' ich mich stark zu den größten Werken!“

„Es kommt eben darauf an,“ ergänzte sie, „auf welchen Boden der Same fällt, und es kommt darauf an, von welchem Samenkorn die Rede ist. Nur der Dattelfern kann wieder eine edle Palme erzeugen — selbst auf kargem Wüstenboden . . .“

„Wenn des Himmels Winde,“ fügte er hinzu, „und der Tau Gottes dem Keime beisteht, wie Ihre Freundschaft meiner Seele beisteht, Werke zu wollen und Werke zu schaffen!“

Man war bei der Dogana und Giorgio maggiore vorüber und freute sich nun der offenen Adria, die südwärts von wenigen rotgelben Segeln belebt war. Bald kam man einer Barke nahe, die Wasserfässer von der Brentamündung nach Venedig schaffte. Der Gondoliere schien die Mannschaft zu kennen; denn ohne die Inassen seines Schiffeleins zu fragen, hielt er an und erbat sich einen frischen Trunk, der ihm lieber sei als der herbe Istrianer, den er zu Hause trinken müßte. Man gewährte dem Durstigen seinen Wunsch und füllte seine Wollmütze mit dem ersehnten Maß, das er dann auch mit einer Andacht zu Gemüte führte, als wäre es ein Abendmahl. Von Herzen dem Erquickten seinen Trunk gönnend, schauten die Gondelfahrer der Szene zu, und mit nicht minderer Aufmerksamkeit lauschten sie, wie Leute in der Schaluppe erzählten, daß sie einer Jagd auf Schmuggler zugeschaut, die bei Peletrina türkischen Tabak hatten einbringen wollen; einer der Albanesen sei von einem Doganiere angeschossen und schwerverwundet nach Malamocco geschafft worden.

„Jetzt fällt mir wieder ein,“ sprach Margherita, als die Gondel wieder auf den Wellen tanzte, „daß Sie mir noch eine Bitte zu gewähren haben. Die Ihrige hab' ich erfüllt und mein künstlerisches Bekenntnis abgelegt.“

„Alles, alles, und wär's ein Sprung ins Meer!“ rief Cosimo, freudevoll ob des schönen Zueinandergreifens der Gedanken, wozu freilich der mit jeder Minute herrlicher werdende Ausblick auf die venezianische Nacht das Seinige beitrug.

„Ich habe Ihnen gesagt,“ sprach Signora Albrizzi, „daß ich die Männerwelt beneide ob ihrer Freiheit, jedes Unternehmen ins Werk zu setzen, das ihnen durch den Kopf geht oder das Herz erfüllt.“

„Und in Ihrem Herzen, Ihrem Geiste hat sich ein Wunsch gestaltet, zu dessen Erfüllung ich beitragen darf?“ rief der Maler in begeistertem Frageton. „Das soll mein nächstes Kunstwerk sein, Ihr Sehnen zu erfüllen!

Je schwieriger, desto lieber! Ich bitte um die Konfession!“

„Nichts Entsetzliches ist es,“ antwortete sie, „nichts Lebensgefährliches, nur etwas Absonderliches: eine Seegelfahrt!“

Da Cosimo ob dieser Eröffnung durchaus keine Verwunderung äußerte und Marco, der Ruderer, nur etwas Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken, so fuhr die Dame mit beredter Zunge fort: „Schon als Kind, wenn ich mit der Nja den Marcusturm bestieg und die Segel zählte, habe ich immer das Volk beneidet, das so leichtbeflügelt über den Wellen schwebt, und im Wachen und Träumen ist mir der Wunsch nie aus der Seele gewichen. Das Dampfboot fesselt uns mit seinem Puffen und Keuchen mit jedem Atemzug an die moderne Welt: der Segler versetzt mich in die Tage des Argonautenzuges und der Iphigeneia, in die Zeiten, wo noch Götter unter den Sterblichen wandelten. Wie wäre es, wenn wir einmal eine Fahrt nach Chioggia unternehmen? Aber niemand darf es wissen als Sie und ich!“

Das Unternehmen wurde beschlossen und Marco selbst, der Gondoliere, um Rat gefragt, wie das Ding zu bewerkstelligen wäre. Er versprach, morgen schon sich umzusehen und unverzüglich Bericht zu erstatten.

Man war schon tief in die Nacht gerückt, als die Gondel in den schmalen Kanal des Erzengels Raphael einlenkte, um nach der Karmeliterkirche zu gelangen. Hier nun, da der Führer des Schiffes genug zu tun hatte, sein Fahrzeug vor dem Anprall am Ufergemäuer zu sichern, nahm Cosimo die Gelegenheit wahr, in flüsterndem Tone zu seiner Gönnerin zu sprechen: „Wir kommt es wie eine Sünde vor, Sie anders anzureden, als man die Madonna, die Santa Bergine, anredet.“

„Die Herzen wissen schon, wie sie zu sprechen haben,“ war ihre Gegenrede; dann deutlich: „Felicissima notte, Signore!“ Das sagte sie klar und hell, fast scharf betont, doch mit einem Ausdruck, der ganz anders lautete, und sie ließ im Lichte der Korridorlampe ganz unverhohlen in ihren Augen lesen, wie sie verstanden sein wollte. Es war auch keine Zeit mehr zu mündlichen Auseinandersetzungen; denn schon war mit einem Handlichte die Cameriera zugegen, die mürrisch über die locker werdenden Steinfliesen eiferte, auf denen man mit den Soccoli Hals und Bein brechen könne.

„Meinetwegen Hals und Bein!“ sagte der Künstler, da er die Gondel wieder betrat. „Artistent Glück! Heute die Freuden des Hesperos! Morgen soll Cos den Maler bei der Arbeit finden!“

III.

Er hatte Wort gehalten.

Wie der Bergwanderer von Zeit zu Zeit seinen Marsch unterbricht, um seine Kräfte zu sammeln und zugleich seine Blicke vom gefährvollen Fußpfad frei zu machen und sich der erweiterten Umschau zu erfreuen, so ergeht es der Künstlerseele: sie sucht nach vollbrachten Werken sich wieder zu größerem, reiserem Schaffen anzuschicken; denn bei jeder Schöpfung muß der Meister glauben, es sei das Beste, was er zu schaffen vermöge. Zwei Entwürfe erfüllten seine Seele. Der Freundin Dichtung wollte er, ohne daß ein anderes sterbliches Auge je das Bild zu Gesicht bekommen sollte, als



Unterengadin Abb. 4. Baumstudie bei Fetan. Nach Zeichnung von Ernst Buß, Glarus.

Mignonbild mit aller Liebe in den glücklichsten Stunden ausführen und es ihr als Gabe bieten. Margherita invenit, Cosimo pinxit sollte in einer Ecke zu lesen sein. Der Psyche wollte er so getreu wie möglich ihre Züge verleihen.

Ein zweites, historisches Bild sollte in großem Maßstabe für die Öffentlichkeit, ja geradezu für eine Preisbewerbung zur Ausführung gelangen, und da war er mit sich eins, nicht doktrinär zu verfahren und die Tendenzen der Gegenwart zu loben oder zu tadeln, sondern in *mediam rem* einzutreten, eine antike Szene zu ergreifen und mit möglichster Vollendung durchzuführen; das Werk, dachte er, muß sich selber über das Ephemeredengeschwirr hinaufkämpfen.

Der Gegenstand des neuen Entwurfes war ihm wie ein aus Zeus' Haupt entsprungenes Götterbild urplötzlich klar geworden, da er einst, den Freund Tommaso zu sehen, jene Osteria in der Giudicca aufsuchte, die so verhängnisvoll für ihn geworden. Er hatte lange vergebens auf das Erscheinen des Künstlers geharrt und stand nun unter dem Türlein, das in eine schmutzige Hofstatt führte, in die nur spärliche Sonnenstrahlen zu

bringen vermochten. Nichtsdestoweniger konnte ein Akazienbaum zwischen dem Gemäuer zur Höhe gelangen und sein zierliches Gezweige über den Schöpfbrunnen ausdehnen, um den stets ein Trupp Kinder zu verweilen pflegte. Heute waren sie besonders aufgeregt; denn sie hatten irgendwo eine lebende Schildkröte erwischt. Das Tier wurde denn auch hin- und hergezerrt und nicht ohne mancherlei Martern zu allen erdenklichen Kunststücken genötigt. Zum Heil des armen Geschöpfes fand sich ein buckliger Alter ein, wahrscheinlich ein Seemann, der eine Verstümmelung davongetragen. Der erbarmte sich des Tieres. Doch statt die Kinder durch Schelten zu reizen, unterwies er sie auf die freundlichste Weise, wie sie des Tieres sich freuen könnten, ohne ihm wehe zu tun. Zugleich nahm er eine kleine Sackpfeife aus der Wolljacke und begann darauf zu spielen, worauf die Schildkröte, augenblicklich aufmerksam geworden, ihn mit den schwarzweißen Neuglein klug und dankbar anschaute und sogar, da er mit dem Kopfe hin- und herwiegte, mit ihrem Köpfchen ähnliche Bewegungen vollführte.

„Heureka!“ rief Cosimo übergücklich. „Mifopos, wie

er lebt und lebt!“ Da sich auch Tommaso inzwischen eingefunden, wurde der Gedanke sofort einläßlich besprochen und in bezug auf seinen künstlerischen Wert nach allen Seiten einer strengen Prüfung unterworfen.

„Aber hier wird es schwer halten,“ sprach im Verlauf des Geplauders Tommaso, „deine Diva anzubringen; denn es versteht sich von selbst, daß der Gedanke so realistisch wie möglich, ohne allegorische Götterfigur, ins Werk zu setzen ist. Oder hält sie drauf?“

Leicht wäre es dem also Angeredeten gewesen, etwas zu erwidern; aber er wich aus und sagte so kühl wie möglich: „Im Atelier hat niemand zu gebieten als der Künstler!“

Als sie sich kurz darauf getrennt hatten, grübelte Cosimo doch über Tommasos Aeußerung nach, und er mußte sich gestehen, daß er eigentlich seit Wochen keinen Gedanken gehegt und verarbeitet, in den nicht Margherita auf irgendwelche Weise verweben war. Nun schien es ihm, es müsse eigentlich für den Künstler ein Allerheiligstes geben, zu dem auch die schönste Schöne keinen Zutritt habe trotz Aetherfuß und Rosenfinger. Doppelt lieb war ihm daher der Fabeldichter mit seiner hellenischen Zuhörerschaft. Von dieser Komposition sollte Margherita nichts erfahren, bis das Werk vollendet die Staffelei verlassen konnte. So schwelgte er, von Jugendkraft beseelt, im Drange der arbeitenden Geisteskräfte, hoffend auch auf Erfolg, den er redlich verdienen wollte.

So war es im Geiste des Künstlers beschlossen, und so wurde auch einige Tage, ja einige Wochen gehandelt, dann kam es anders; denn was im Herzen des jungen Mannes vor sich ging, das war mächtiger als alles Wollen des Geistes. An Cos hatte er appelliert, Cos aber war an deren Stelle getreten. Und neben sich duldet der kleine Gott niemand, mit dem er das Zepter teilt.

Endlich war die Reise nach Chioggia zur Tatsache geworden.

Durch Marcos Verwendung hatte Cosimo eine Fahrgelegenheit zustande gebracht. Die mit sechs Seeleuten bemannte Segelbarke harrte des zu so absonderlicher Fahrt entschlossenen Paares hinter dem Garten der Zitella. Schon Cosimo war überrascht, als ihm beim Abholen der Dame ein als Page gekleideter Jüngling in die Gondel hüpfte; die Ueberraschung teilten bei ihrer Begrüßung auch die alten Marinai. Doch bald war man des Anblicks gewohnt, und der Maler mußte

zugeben, daß Margherita keinen Mißgriff getan; denn an großer Bequemlichkeit litt das Schiff durchaus nicht. Und da man sich nicht auf erhöhtem Bord befand und somit keine weite Uebersicht gewinnen konnte, kamen sich die beiden bald vor, als befänden sie sich auf einer Wasserpußta, zumal die Türme und Kuppeln Venedigs den Blicken bald entschwunden waren. Als Flüchtlinge fühlten sie sich, flüchtig aus dem Alltagsleben.

Man hatte sich nicht nur mit Lebensmitteln versehen, da auf dem Schiff und auf den Schilfseilan den doch nichts zu bekommen war, sondern Cosimo hatte auch sein Skizzenbuch nicht vergessen, um ein passendes Objekt an Ort und Stelle fixieren zu können; überdies hatte er auf Marcos Hinweisung hin dafür gesorgt, daß sich unter den Schiffsleuten einige fanden, die den Herrschaften mit einer Barcarole oder mindestens mit einer Santa Lucia aufwarten konnten.

Das war alles recht schön und gut. Weniger gut war, was aber den Reiselustigen entging, daß die sämtlichen Seeleute, als man kaum die Riva degli Schia-voni aus dem Gesicht verloren und über die Stadt hinaus einen Blick auf das Festland werfen konnte, immer und immer wieder nach Nordosten schauten und in ihrem Küstendialekte über die Fahrt verhandelten, als wäre diese doch nicht gerade ein Kinderpiel.

Endlich bemerkte dies Margherita und machte ihren Begleiter darauf aufmerksam. Doch dieser wollte sich in seinem Glücke nicht stören lassen und sprach mit Lachen: „Man muß dies Volk kennen. Sie spielen uns eine Komödie, um nachher ein höheres Trinkgeld herauszupressen. Sie werden uns nächstens einen Sturm ankündigen!“

So kam es auch. Man war noch nicht bei San Pietro in Volta angelangt, als der Marcusturm und die Dompuppel schon längst den Blicken entschwunden waren und oft kaum mehr die endlose, fast geradlinige Küste zu Gesichte kam, wo sich seit Jahrhunderten Meer und Land die Herrschaft streitig machen, so sehr wurde die Barke von den ansehnlichen Wellen hin- und hergeworfen, die nicht selten über die ganze Schale dahinspritzten ohne Rücksicht darauf, daß die Lustfahrer keine andere Bedeckung hatten als die mitgebrachten Tücher. Am Himmel gegen Nordosten, über der Mündung des Tagliamento und über dem öden Karstgebirge sah man zerstückelte Wölkchen ihr rätselhaftes Spiel treiben. Das war es, was die Augen des Schiffervolkes fesselte.

(Fortsetzung folgt).

Jehan Rictus, ein Montmartre-Dichter*).

Nachdruck verboten.

Bei einer Künstlerzusammenkunft im Atelier eines Freundes, da sah ich ihn zuerst. Ein junger Symbolist mit langwallender Mähne hatte gerade ein apokalyptisches Gedicht deklamiert, wo von Abenden, die Gespräche miteinander führen, die Rede war. Irgend jemand hatte die Lampe heruntergeschraubt, und im diskreten Halbdunkel wischten die Damen sich die Tränen, die sie gelacht hatten, aus den Augen; die Herren hielten das Gesicht in den Händen vergraben und schüttelten sich heftig. Keiner hatte sich noch recht erholt, als ein langer hagerer Mann aufstand. „Rictus!“ flüsterte mir mein Nachbar zu. Ich schaute zu ihm hinüber mit der Bewunderung, die

* Rictus' Werke: Les Cantilènes du Malheur. — Les Soliloques du Pauvre.

man vor dem wahren Künstler empfindet, vor allem aber mit der Ehrfurcht, die tiefes, siegreich überstandenes Unglück einflößt. Ja, das war die tragische Christusgestalt, die etwas von einem Totengräber an sich hat — vielleicht wegen des langen schwarzen Rockes — und die der große Steinlen so packend wiedergegeben! Mit einer Stimme, so dünn und zart wie die eines Kindes, sagte er die Leiden des Armen, wenn der Winter kommt. Da verstummte das Gelächern, und die Gesichter wurden ernst, sehr ernst; denn manchen von denen, die ihm lauschten, war das mehr als ein künstlerisches Genießen: es war ein Wiederdurchleben eigener schwerer Stunden. Und wem diese Leiden unbekannt waren, den ergriff die eigentümliche Stimmung des Ortes, das geheimnisvolle Dunkel des Ateliers, voll von phan-